

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 6

Artikel: Von Spanien bis Amerika

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

eigenes Bett legen. Dann heißt sie die Diener heimkehren, und darnach legt sie sich neben dem König zur Ruhe.

Als Mitternacht vorüber war, wachte der König auf und es schien ihm, er liege nicht gut auf jener Matratze und es tat ihm vom Liegen zeitweise weh. Er tastet um sich und merkt, daß die Frau neben ihm liegt. Da sagt er: „Griselda, he, hatte ich dir nicht gesagt, daß du wieder zu deinem Vater heimgehen müßtest?“ „Freilich, Majestät, aber es ist noch nicht Tag. Schlafen Sie, schlafen Sie nur!“

Und der König schläft wieder ein. Bei Sonnenaufgang wacht er von neuem auf, hebt die Augen und sieht durch die Dachlüken das Tageslicht. Er weiß nicht, was er denken soll. Er schaut um sich und bemerkt, daß es nicht sein Schlafgemach im Königsplatz ist, weshalb er seine Frau fragt: „Griselda, was ist das hier für ein Ort? Sag doch, wo sind wir?“ Da antwortet Griselda: „Hat Seine Majestät mir nicht befohlen, ich müsse wieder in mein Haus zurück. Nun gut, da bin ich ja. Und sagten Sie mir nicht, daß ich dasjenige mitnehmen dürfe, was mir im Königs- haus am besten gefalle? Weil aber unter allen Dingen Seine Majestät mir am besten gefiel, so habe ich Euer Gnaden mit mir genommen. Somit habe ich Eure Befehle pünktlich befolgt.“

Da sprach der König: „Du bist wirklich eine Frau, wie sie sein soll, Griselda. Der Mameluck und Dummkopf bin ich, denn ich begehe sogar Ungerechtigkeiten. Komm, wir wollen aufstehen und an den Hof zurückkehren, und von jetzt an will ich, daß du immer beim Gericht deine Ansicht äußerst und mit mir dein Urteil gibst.“

Also standen sie auf und gingen sogleich zum Königs- palast, und die Königin gab ihre Meinung kund und saß mit ihrem Gemahl zu Gericht wie früher und das ganze Volk war's sehr zufrieden. Und so lebten diese zwei lange Zeit glücklich.

Von Spanien bis Amerika.

Beginnen wir unseren Rundgang durch die Ereignisse der Woche diesmal in der Westseite Europas, in Spanien, um ihn bei fernen Antipoden jenseits des Atlantik zu enden. — Primo de Rivera ist vor kurzem aus Marokko zurückgekehrt. Er hat zwar, wie bekannt, sich vor den Riff- abysen zurückziehen müssen; aber in Madrid empfingen ihn die Seinen, d. h. die kirchlichen Würdenträger und die Leute von der „patriotischen Union“ (die spanischen Faschisten), als ob er als Sieger heimkäme. Drei Tage später, nach dem mit großem militärischen Pomp gefeierten Geburts- tag des Königs Alfonso, hielt Primo eine zweistündige große Rede, in der er sein Programm entwikelte. Sie erinnert merkwürdig an Mussolinis Verteidigungsrede. Er, der im September 1923 die Staatsgewalt an sich rückt mit dem Versprechen, innert drei Monaten Spanien regenerieren und zum Siege führen zu wollen, muß nach anderthalb Jahren zugestehen, daß die Landesprobleme noch ungelöst seien; weder die Marokkofrage, noch der Separatismus (die Katholiken streben nach Selbständigkeit), noch der Syndikalismus seien überwunden. Aber eben, gerade deshalb gedachte er noch am Ruder zu bleiben. Und wie Mussolini wendet er sich nach dieser betrüblichen Konfrontierung an sein Publikum mit der Frage: „Wollt ihr, daß wir länger am Ruder bleiben?“ Selbstverständlich wollen die spanischen wie die italienischen Faschisten am Ruder bleiben, und sie riefen alle in frenetischem Jubel: „Ja, ja, zehn, zwanzig Jahre, wenn nötig!“ Gerührt dankte Primo der „Nation“ für diese Vertrauenskundgebung und fuhr dann weiter in der Entwicklung seines Programms. Wie bisher soll erbarmungslos verbannt werden, wer nicht die Liebe des Vaterlandes — natürlich so wie der Diktator und seine 14 Generäle sie verstehen — über alles setze. Mit der Opposition macht er Schlüß: „Wir werden nicht länger mehr an sie appellieren; denn sie haben das Recht, sich

uns anzuschließen, eingebüßt.“ Wie Italien kommt auch Spanien mit seinen Faschisten und seinem Diktator kaum zum guten Ende.



König Alfonso von Spanien in einer Unterredung mit dem Diktator Primo de Rivera.

In Frankreich hat der deutsche Regierungswechsel eine lebhafte Interpretation ausgelöst. Herriot hielt am Mittwoch vor acht Tagen in der Kammer eine große Rede an die Adresse Deutschlands. Ausgehend vom Worte Pas- kals, daß „die Gerechtigkeit ohne die Macht unwirksam und die Macht ohne Gerechtigkeit Tyrannie ist“, spricht er für den Frieden, aber er verlangt für Frankreich zuerst die Lö- sung des Sicherheitsproblems. In diesem Zusammenhang kommt er auf die Verfehlungen Deutschlands in der Ab- rüstungsfrage zu sprechen. Die 150,000 Mann den Deut- schen zugestandenen Polizeitruppen sind in Wirklichkeit eine Wehrmacht; denn ihre Reserven haben mehr Material als die Reichswehr selbst. Für alle Zugpferde sind Sättel da. Gewisse Zeughäuser wurden von den Alliierten seinerzeit aus humanitären Gründen, um den Deutschen ihre Arbeits- losigkeit bekämpfen zu helfen, intakt gelassen; die Deutschen haben ihre Einrichtungen dort nicht verändert, sie haben die Zeughäuser sogar vergrößert. Aus den Reden des Ge- nerals von Seest geht deutlich hervor, daß die deutschen Militärführer sich zur Führung einer großen Armee bereit- halten.

Ein kräftiges Wort sprach Herriot gegen die Monar- chisten. Es war vielleicht ein Fehler der Alliierten, daß sie die Rückkehr des Kronprinzen gestattet haben; als etwas Unmoralisches muß man es empfinden, daß die großen Kriegsmächer ein angenehmes und vergnügliches Le- ben führen können. — In Parenthese sei hier gemeldet, daß eben die deutschen Gerichte die Ansprüche des Kron- prinzen auf Schloß Oels in Schlesien (wo der Kronprinz bekanntlich seit seiner Rückkehr von Holland weilt) gegen den Fiskus geschützt hat. Das Schloß wurde vom alten König Wilhelm I. seinem Sohne aus Landesbesitz ge- schenkt. Wilhelm II habe das Schloß erhalten „Für seine Verdienste als Heerführer“ und nicht als Kronprinz und darum dürfe es der heutige Kronprinz behalten — so lautet die Begründung des Urteils — „Der alte Geist ist nicht

ausgerottet. Wir werden nicht verfehlten, bis in das traditionelle Volkswelt zu gehen, um den alten preußischen Militarismus zu suchen", ruft Herriot unter dem lebhaften Beifall der Kammer aus. Um Schlüsse seiner großen Rede bekennt sich Herriot zu der Idee eines friedlichen Zusammenschlusses aller europäischen Nationen zu den „Vereinigten Staaten von Europa“.

Herriots staatsmännische Rede fand in der Kammer und in Frankreich begeisterte Aufnahme. Ihr öffentlicher Anschlag wurde beschlossen. Sie sprach in den Hauptpunkten, namentlich in denen, die sich auf Deutschland beziehen, den Willen der französischen Nation klipp und klar aus.

In Deutschland hat sie natürlich arg verschupft. Die Rechtsblätter sind erbittert und sprechen von einem Fiasco der deutsch-französischen Verständigungspolitik. Dr. Luthers Antwort stellt mit Erstaunen fest, daß der französische Ministerpräsident seine Anklagen auf ein Material aufbaue, das der deutschen Regierung vorenthalten sei. Auch er stehe dem Gedanken eines Sicherheitspaktes sympathisch gegenüber und er sehe positiven Vorschlägen mit Interessen entgegen. Die Deutschen bekennen sich vorläufig noch nicht schuldig, weil noch nichts bewiesen ist. Sie verlangen das Schuldbeweismaterial heraus.

Die Alliierten haben in einer vorläufigen Note dieses Material angekündigt. Etwas merkwürdig berührt es schon, daß das Verfahren einen solch umständlichen Weg einschlägt. Die ganze Welt schaut mit Spannung dieser Note entgegen. Nicht zu verstehen wäre es, wenn nun, wie verlautet, die Deutschen den Beweis erbringen sollten, daß sie unschuldig seien, d. h. die Abrüstungsklausel eingehalten hätten.

Herriot hat in seiner Rede auch die russische Frage gestreift. In alle europäischen Staatsverhältnisse starrt die russische Sphinx hinein. Die bolschewistische Politik ist doppelzüngig; das haben die Sowjetmächthaber der alten Diplomatie fämos gut abgeguckt. Im Westen paktiert sie mit dem alten Kapitalismus, im Osten arbeitet sie fieberhaft an der Destruktion der alten europäischen Ordnung. Herriot ist nicht der Meinung, daß Frankreich den Sowietrussen die 30 Milliarden Unleihenschulden des zaristischen Russlands schenken werde. Hier wird also hartnäckig weiter verhandelt werden, während die Japaner mit Moskau einen sehr

entgegenkommenden Vertrag geschlossen haben, unter anderm mit einer Art Meistbegünstigungsklausel die Schulden betreffend, so daß Russland Japan nur in dem Maße abzuzahlen hat, wie es dies andern Partnern gegenüber tut. Der russisch-japanische Vertrag enthält ein gegenseitiges Neutralitätsversprechen, eine Art Rückendeckung. Das deutet auf Kriegsmöglichkeiten gegen Westeuropa einerseits und gegen Amerika-England anderseits.

Noch sind diese Möglichkeiten in weiter Ferne; denn zu diesem von den Kriegsmachern hüben und drüben verbreiteten Kampfe benötigt es der chinesischen Menschenmassen. Aber noch ist China noch nicht konföndiert. Zwar ist eben einer der Männer, die der nationalen Einigung ein Hindernis sind, vom wildbewegten politischen Schauspiel Chinas verschwunden. Dr. Sun Yat Sen, der „Don Quichotte der chinesischen Revolution“, der in all den letzten Wirren seine schürende Hand im Spiele hatte, ist endlich definitiv gestorben — man hat ihn schon zweimal totgesagt. Eine neue Regierung ist in Peking erstanden, nachdem dem Bürgerkrieg von Wu Bei Ju gegen Tschang Tso Lin und Sun Yat Sen durch den Staatsstreich des christlichen Generals Feng ein vorläufiges Ende gemacht worden ist.

Man weiß, daß die Amerikaner einen Zusammenstoß mit Japan in Rechnung gestellt haben, und daß auch die Engländer sich unter der neuen konservativen Regierung durch den Ausbau der Flottenbasis in Singapur für den Fall vorsehen wollen. Das klingt alles nicht tröstlich. Aber unsere Hoffnung darf noch nicht schwanden, so lange in England die Demokratie herrscht, durch die eines Tages wieder Macdonald der Weltpolitik ein anderes Gejicht geben könnte.

Von den Vereinigten Staaten ist bei der gegenwärtigen Mentalität der Yankees, die eine Art imperialistischer Kinderkrankheit durchmachen, nicht viel Tröstliches zu erwarten. In diesem Momenten verdanken wir den Demokraten von drüben einen Brotpreisaufschlag. Wir werden dieses Geschenk mit der für diesen Fall gebotenen Gleichmut entgegennehmen. Für das andere aber, das sie uns auch gerne aufzwingen möchten, die Goldwährung, bedanken wir uns vorläufig höflichst.

-ch-

Über Stil.

Der leitende Grundsatz der Stilistik sollte sein, daß der Mensch nur einen Gedanken zurzeit deutlich denken kann; daher ihm nicht zugemutet werden darf, daß er deren zwei, oder gar mehrere, auf einmal denke. — Dies aber mutet ihm der zu, welcher solche, als Zwischensäße, in die Lücken einer zu diesem Zwecke zerstückelten Hauptperiode schiebt; wodurch er ihn also unnötiger- und mutwilligerweise in Verwirrung setzt. Hauptfächlich tun dies die deutschen Schriftsteller. Daß ihre Sprache sich dazu besser, als die andern lebenden, eignet, begründet zwar die Möglichkeit, aber nicht die Löblichkeit der Sache. Keine Prosa liest sich so leicht und angenehm, wie die französische; weil sie von diesem Fehler, in der Regel, frei ist. Der Franzose reiht seine Gedanken, in möglichst logischer und überhaupt natürlicher Ordnung, aneinander und legt sie so seinem Leser fukzessive zu bequemer Erwägung vor, damit dieser einem jeden der selben seine ungeteilte Aufmerksamkeit zuwenden könne. Der Deutsche hingegen sicht sie ineinander, zu einer verschrankten und abermals verschrankten und nochmals verschrankten Periode, weil er sechs Sachen auf einmal sagen will, statt sie eine nach der andern vorzubringen. Also während er suchen sollte, die Aufmerksamkeit seines Lesers anzulocken und festzuhalten, verlangt er vielmehr von demselben noch obendrein, daß er drei oder vier verschiedene Gedanken zugleich, oder, weil dies nicht möglich ist, in schnell vibrierender Abwechslung denke...

(Aus: Schopenhauer „Über Schriftstellerei und Stil“.)



Die neue Moulin-Rouge in Paris.

Die im Jahre 1915 abgebrannte Moulin-Rouge auf dem Montmartre in Paris ist soeben neu erstanden. Sie ist jetzt in einem glänzenden modernen Gewande wiedereröffnet worden, zur Freude der amusementsbedürftigen Pariser und besonders der Fremden. Die Rote Mühle, 1889 eröffnet, ist das berühmteste Pariser Vergnügungslokal und in der ganzen Welt bekannt, daher ein Stellschrein der Paris besuchenden Fremden. Das Prunkstück der umgebauten Moulin-Rouge ist ein riesiger Winter-

garten von 1000 Quadratmetern.